

Blätter aus Krain.

Beilage zur Laibacher Zeitung.

N^o. 46.

Vierter Jahrgang.

17. November 1860.

Falsch, aber süß.

Komm, falsche Dirne, laß Dich küssen!
So falsch Du bist, doch bist Du süß,
Dein Mund hat all an sich gerissen
Den Honig aus dem Paradies.

Ich herzte Dich, und sollte hassen;
Ich hasse Dich, doch ach, wie mild!
Ich sollte Dich auf ewig lassen,
Und fasse Dich, so wild, so wild!

Und ist in alle diese Wonnen
Mein Leben und mein Glück getaucht —
Was mir Dein Herz für Dual eronnen,
Ist Alles in den Wind gehaucht.

G. F. Danner.

Im Moore.

Erzählung von Fr. Friedrich.

(Fortsetzung.)

Zum zweiten Male und deutlicher ertönte der Ruf und rasch wandte sich das Mädchen zu den Spielern und rief:

„Ein Hilferuf vom Moore her. Ein Unglücklicher hat sich verirrt und ist in Gefahr. Helft Vater und Ohm!“

„Es ist der Wind, der über den Moor fährt und heult,“ erwiderte der Vater des Mädchens, ohne seine Aufmerksamkeit vom Spiele abzulenken.

„Nein, nein,“ rief Grethe unruhig. „Ich habe den Ruf zu deutlich vernommen, horcht, eben ruft er zum dritten Male. Helft, helft!“

„So laß es rufen,“ entgegnete der Mann unwillig, weil er in seinem Spiele gestört wurde. „Wer bei solchem Wetter, in solcher Nacht Jemand aus dem Moore zu retten wagt, läuft für sein eigenes Leben Gefahr.“

Wieder erklang der Hilferuf, laut und deutlich, und diesmal vernahmen ihn selbst die beiden Spieler und legten horchend die Karten auf den Tisch.

„Gilt, eilt, Vater und Ohm,“ rief das Mädchen in höchster Ungebuld. „Vielleicht ist es noch möglich, daß Ihr den Unglücklichen rettet; es gilt ein Menschenleben!“

„Nun, so sammere nur nicht so laut, als ob es Dein leiblicher Bruder wäre. Was kümmert's uns, wer da draußen

im Moore steckt. Wer hat ihn geheißen, sich zur Nachtzeit durch den Moor zu wagen, was nicht einmal unser einer gern unternimmt, der seit Jahr und Tag mit jeder Stelle vertraut ist. Mag er sehen, wie er wieder heraus kommt. — Spiel weiter, Konrad,“ rief der Wirth, indem er seine Karten wieder zur Hand nahm.

„So werde ich selbst gehen und den Unglücklichen zu retten suchen, da Euer Herz kein Mitleiden kennt und Ihr ein Menschenleben hilflos zu Grunde gehen lassen wollt,“ entgegnete Grethe entschlossen und schickte sich an, ihre Worte auszuführen.

„Bleib, Grethe,“ rief der Vater des Mädchens. „Glaubst Du, auf dem Moore gehe es sich so sicher wie auf dem Tanzboden und Du brauchst Den, der da ruft, nur bei der Hand zu fassen und ihn sicher hieher zu führen? Du weißt nicht, was es heißt, zur Nachtzeit auf dem Moor gehen. Wenn keine Gefahr dabei wär', ging ich selbst.“

Wieder tönte des Unglücklichen Stimme hilferufend durch den heulenden Wind und scheinbar schon schwächer.

„Wenn Ihr nicht retten wollt, so rette ich!“ rief das Mädchen in höchster Angst und wandte sich zur Thür, um zu gehen.

„Bleib!“ rief der Wirth, indem er sich langsam und unwillig erhob. „Du wärst im Stande und ließt mitten in den Moor hinein. Wenn Einer gehen muß, so wollen wir gehen. Komm, Konrad, nimm die Laterne, Stange und Stricke, wir wollen es dem Mädel zu willen thun, denn wer weiß, ob es der Mühe lohnt, es ist vielleicht nur ein armer Teufel.“

„Es ist ein Menschenleben, das Ihr retten sollt,“ erwiderte das Mädchen.

„Bah!“ rief der Wirth lachend. „Ein Menschenleben! — Menschenleben liegen schon mehr als eins im Moore und es gibt deren doch noch genug. Wenn es weiter nichts wäre, darum ginge ich nicht einen Schritt bei solchem heidnischen Wetter aus dem Hause, denn es ist Thorheit und man bringt sein eigenes Leben in Gefahr.“

Schweigend hatte der Torfbauer die Laterne angezündet, Stange und Stricke ergriffen, und die beiden Männer verließen das Haus und schritten vorsichtig auf dem Damme in die dunkle Nacht hinein.

In fieberhafter Angst, aus dem Fenster gebeugt, folgte das Mädchen dem mehr und mehr sich entfernenden schwachen

Lichtschimmer der Laterne mit den Augen, bis er gänzlich verschwunden war. Der Wind fuhr laut und dumpf heulend über den Moor und trieb den Regen auf ihre glühende Stirn, aber sie empfand es nicht. Eine unnennbare Angst hatte ihr Herz ergriffen, mit starrem Blicke suchte sie die Finsterniß zu durchdringen und ihrer aufgeregten Phantasie erschien es, als ob dunkle, riesige Gestalten stürmend vorüber jagten und das Rauschen der Binsen und des Moorschilfes erklang ihr wie Seufzer und Stöhnen von Sterbenden.

Da tönte ein einziger lauter, gellender Schrei durch die Nacht. Das Mädchen fuhr erschrocken zurück, ihr Herz schlug bange und laut und die zitternden Hände falteten sich zum Gebete. Mit angehaltenem Athem horchte sie in die Nacht hinein — aber Alles blieb still, nur der Wind fuhr heulend über den Moor und in den Binsen rauschte es unheimlich wie Todesgestöhn.

Das Mädchen vermochte die Angst, die sie ergriffen hatte, die bange Ahnung, die durch ihre Brust zog, nicht zu begreifen und nicht zurückzudrängen. Erschöpft trat sie zurück und sank auf einen Stuhl, die Augen starr auf das Fenster in die dunkle Nacht gerichtet. Die Stimme des Wirthes und seines Bruders erklang vor dem Hause. Grethe wollte ihnen entgegen gehen, aber sie vermochte es nicht. Die beiden Männer traten allein in das Zimmer und erschrocken sprang sie in die Höhe, als sie das bleiche, zum Theil mit Blut bereckte Gesicht ihres Vaters erblickte. Seine Augen blickten starr, sein Haar hing wild und naß über seine Stirn, seine Kleidung war fast gänzlich mit schwarzem Moorschlamm bedeckt.

„Soll mich der Kukul holen!“ rief er, „wenn ich je wieder auf solche Waiselei höre und zur Nachtzeit in den Moor hineinlaufe — es ist ein Heidenwetter. Komu, Konrad, es thut Noth, daß wir uns durch ein Glas Brantwein erquicken!“

Die lange, starke Gestalt des Angeredeten leistete schweigend Folge. Die kalte, theilnahmlöse Ruhe war zwar nicht aus seinem Gesichte gewichen, aber auch sein Antlitz war bleicher, seine Augen blickten scheu um sich und seine Hände und Füße versagten ihm fast den Dienst.

„Wo habt Ihr den Unglücklichen?“ fragte Grethe, die sich erst jetzt von ihrem Schrecken erholt hatte.

„Wen?“ fragte der Wirth, indem seine Augen ihrem Blicke scheu auswichen.

„Den Unglücklichen im Moore, der um Hilfe rief. Wo habt Ihr ihn?“

„Was wissen wir davon, wir haben ihn nicht gefunden, und er muß längst versunken sein, wenn es wirklich ein Mensch war. Der Moor birgt schon mehr Menschenleben als dieses,“ erwiderte der Wirth, indem er sich gewaltsam zu einem lauten Lachen zwang. „Aber wer weiß, ob es nicht der Wind oder ein Moorgeist war, der um Hilfe rief,“ setzte er hinzu.

„Nein, nein, es war ein Mensch,“ rief das Mädchen laut und mit funkelnden Augen. „Ich habe seine Stimme

gehört, ich habe jenen lauten, gellenden Angstschrei, der weithin durch die Nacht schallte, vernommen und da —“ rief sie, indem sie dicht vor die beiden Männer trat und sie mit geröthetem Antlitz anblickte, — „da — habt Ihr ihn gemordet!“

Der Wirth sprang erschrocken und wild in die Höhe und sein Gesicht ward noch bleicher, als es bereits war.

„Schweig!“ rief er heftig. „Schweig, wer kann es uns beweisen, daß wir ihn umgebracht, wenn er im Moore versunken! Schweig, sag' ich, solch eines armen Burschen wegen lohnt es nicht der Mühe, ein Menschenleben sich auf die Seele zubürden. Geh' zur Ruh', leg' Dich schlafen. Ihr Frauenvolk seht gleich Gespenster, wo unser einer nichts erblickt!“

„Ich sehe kein Gespenst,“ erwiderte Grethe, indem sie ihr Auge fest auf den Vater gerichtet hielt. „Ich täusche mich nicht, ich habe den Angst- und Todeschrei des Unglücklichen gehört, ich sehe es Guren bleichen Gesichtern und Guren scheuen Augen, — Ihr habt es gethan, habt ihn umgebracht! — Wie kommt das Blut in Dein Gesicht, wovon sind Deine Kleider so beschmutzt, wo ist Deine Mühe?“

„Schweig!“ rief der Wirth noch heftiger als vorher, indem er mit der Faust auf den Tisch schlug, aber trotzdem ein Zittern seines ganzen Körpers nicht verbergen konnte. „Muß ich deshalb ein Menschenleben umgebracht haben, weil ich auf dem schlüpfrigen Damwege ausglitt und selbst fast im Moore umgekommen wäre, wenn Konrad mir nicht beigestanden? Habe ich deshalb Jemand gemordet, weil der Wind mir die Mühe vom Kopfe riß? Ist's ein Wunder, wenn Einem in solcher Nacht, wo alle Geister und Teufel auf dem Moore hausen, das Blut aus den Wangen weicht? Dir zu willen zu sein, laufen wir in solcher Nacht in den Moor hinein und Du wärst im Stande, Deinen eigenen Vater beim Gericht als Mörder anzuklagen, weil der Wind ihm die Mühe vom Kopfe riß und er im Fallen sich das Gesicht zerschlug!“

„Nicht ich werde Dich anklagen, aber Der, der ans alle einst richtet, der blickt auch durch die Dunkelheit der Nacht und er läßt keinen Tropfen Blut, der vergossen wird, ungefühnt!“

Mit diesen Worten verließ Grethe ernst und schweigend das Zimmer. Der Wirth war durch den Ernst und die zuverächtliche Ruhe des Mädchens für einen Augenblick bestürzt, als sie aber das Zimmer verlassen hatte, rief er ihr lachend nach: „Das Blut, welches wir vergossen haben, mag er sühnen, mag er es gesehen haben, — der Moor ist stumm!“

Bis tief in die Nacht hinein blieben die beiden Männer bei der Brantweinflasche sitzen, während das Mädchen schlaflos auf seinem Lager ruhte. Finstre, wilde Bilder zogen vor ihrem Auge vorüber, und so oft sie dieselben auch zu scheuen suchte, sie kehrten stets wieder und brachten neue Dualen in ihr geängstigtes Herz.

Als die beiden Männer am andern Morgen das Haus verlassen hatten, um in die einige Stunden entfernte Stadt zu gehen, vermochte auch Grethe es nicht länger in der Hütte auszuhalten. Es trieb sie hinaus, vielleicht konnte sie einige Spuren des armen Verunglückten oder wie ihr stets eine innere Stimme zurief: gemordeten Menschen entdecken. Vielleicht fand sie die Stelle, wo er durch die trügerische Nasendecke eingebrochen und versunken war, und dann konnte doch wenigstens sein Leichnam gerettet und auf dem Friedhofe in die Erde gebettet werden. Von dem Damm her war der Hilferuf gedrungen und auf ihm schritt sie langsam dahin, mit den Augen prüfend umherspähend.

Es war ein heiterer, stiller Frühlingmorgen. Die Sonne schien so warm und mild auf die Erde herab, als ob ihr nie eine stürmische Nacht vorhergegangen wäre. Das frische Grün, welches ringsum den Moor bedeckte, erschien so weich und rein, wie ein großer, weiter Sammetteppich, und eine so heilige friedliche Stille war ringsum, als ob hier nie ein banger Hilferuf ertönt wäre. Schwalben jagten zwitschernd über den Nasenteppich hin, Libellen schwirrten zwischen den Binsen am Dammwege, Thauperlens hingen an den Gräsern und warfen spiegelnd und farbig die Sonnenstrahlen zurück.

Die ganze Natur schien an dem milden heitern Frühlingmorgen neu aufzuathmen. Nur das Herz des Mädchens blieb schwer und von Angst erfüllt. Weithin schweifte ihr Auge über den Moor, aber nirgends vermochte sie ein Zeichen zu entdecken, daß hier die grüne Nasendecke sich geöffnet und ein Menschenleben verschlungen hatte.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Hünengrab.

Im nördlichen Schleswig, im Kirchspiel Hoierup, einer an Hünengräbern reichen Gegend, befindet sich ein mächtiger Hügel, Dragshøj genannt. In der Mitte dieses Hügels fand man einen mit Steinen bedeckten, in einem Eichenstamme gehöhlten, 5 Ellen langen Sarg, der, obgleich augenscheinlich über ein Jahrtausend alt, doch vollkommen gut erhalten war. Nachdem der Deckel abgenommen war, fand man die Leiche ganz zusammengefallen, aber ganz deutlich in die Falten eines groben wollenen Zeuges gehüllt. Der Stoff war noch so fest, daß die Falten, z. B. am Kopfe, bei Seite gezogen werden konnten, ohne daß das Zeug riß. Die Hirnschale war noch ganz und mit starkem kohlschwarzem Haare besetzt. Die Kleidung war am Halse durch einen doppelten hölzernen Knopf zusammengehalten worden. Mitten auf der Leiche fand sich ein Dolch aus Bronze in einer Scheide aus Holz und Leder. Zu den Füßen stand eine Schale von merkwürdiger Arbeit, zu einer bedeutenden Feinheit gedreht, von geschmackvoller Form und mit vermittelst unzähliger feiner Metallnadeln ausgeführten Zierrathen von Zirkeln und Zungen geschmückt. In dem Hügel war früher

in einem steinernen Sarge ein gewöhnliches Bronceschwert und eine Pfeilspitze aus Kiesel gefunden worden. Diese Theile deuten auf ein Alter, das wohl über tausend Jahre zurückliegt.

Die Handschuhe.

Der Handschuh ist ein schon im höchsten Alterthum bekanntes Kleidungsstück. David sagt im 108. Psalm, daß er seinen Handschuh auf Edom werfen wolle. Homer schildert den ehrwürdigen Laerkeus in seinem Garten mit Handschuhen arbeitend, damit die Dornen nicht seine Hände zerreißen möchten, und bei den Römern bezeugt Varro das Alter der Handschuhe. In *de re rustica* empfiehlt er, die Oliven mit der bloßen Hand zu pflücken, damit sie ihre Schmackhaftigkeit behalten, und Athenäus in seinem Gastmale der Sophisten berichtet, daß die Presser sich immer mit Handschuhen zu Tisch setzten, um die noch heißen Stücke anfassen zu können und an Gefräßigkeit die übrigen Gäste zu übertreffen.

Die Handschuhe haben in mehreren Ceremonien eine bedeutende Rolle gespielt. Im Jahre 1002 erhielten die Bischöfe von Baderborn und Moncero einen Handschuh als Zeichen der Einsetzung ihrer Würde. In der Folge war es ein Zeichen der Ungnade und Entsetzung, wenn man einem Edelmann seine Handschuhe abforderte, so wie ein anderes Privilegium des Handschuhes auch darin bestand, als ein Zeichen der Herausforderung betrachtet zu werden. Die Gottesgerichte geben diesem Gebrauche, so wie dem Zweikampfe den Ursprung, und nur in unsern Tagen haben die Handschuhe alles historische Interesse verloren, da sie ein Gemeingut fast aller Stände geworden ist.

Literatur.

Das deutsch-slovenische Wörterbuch, herausgegeben auf Kosten des Hochw. Herrn Anton Alois Wolf, Fürbischöfes von Laibach u. c. Gedruckt bei Jos. Blasnik. Laibach. 1860. Besprochen von F. L.

(Fortsetzung.)

Um die Ausarbeitung des Lexikons zu ermöglichen, erwählte man einen Redakteur, und gab ihm mehrere Mitarbeiter zu, worüber man sich aus der Vorrede selbst belehren lassen kann. Was man bedauern muß, ist der Umstand, daß die meisten dieser Herren seit ihrer frühesten Jugend in Städten leben, wo sie vom Slovenischen wenig lernen, aber viel vergessen konnten. Etliche von ihnen verdanken ihr Slovenisch nicht so sehr dem Umgange mit dem Volke, als vielmehr den Büchern; Andere sogar den Mitarbeitern der Blätter, die sie ins Leben gerufen haben. Man kann ihnen Allen eine genaue grammatische Kenntniß unseres Dialektes eben so wenig absprechen, als man bei Einigen zu leugnen im Stande ist, daß sie sich auch mit andern slavischen Dialekten und mit dem Alt-slovenischen befaßt haben müssen; allein zu einer detartigen Aufgabe ist das keineswegs genug — man muß im Volke leben, um von ihm

sammeln zu können. Wir Slovenen sind jetzt noch durchaus nicht im Stande, nach dem Beispiele der Deutschen, Franzosen und anderer Nationen ein gründliches lexikalisches Werk aus unserer Literatur zu schöpfen; bei uns muß sich umgekehrt die Literatur an dem unter dem Volke gesammelten, und in einem Lexikon hinterlegten Sprachschätze kräftigen. Es verdient allerdings Anerkennung, daß die am vorliegenden Werke Theilhabenden einen Schritt weiter thaten, als Vodnik; aber leider waren sie nicht stark genug, auch den zweiten zu machen. Die Nothwendigkeit eines slovenisch-deutschen Wörterbuches, an dem so eben gearbeitet wird, sahen die Herren nämlich ein, nur sahen sie die eben so große Nothwendigkeit, dieses vor dem deutsch-slovenischen erscheinen zu lassen, nicht ein. Darum strengten sie ihre Kräfte oft vergebens an, während man dieselben, den deutsch-slovenischen Theil ausarbeitend, beim umgekehrten Verfahren gar nicht anzustrengen gebraucht hätte — man hätte ja nur ganz einfach aus dem Slovenischen ins Deutsche übersehen sollen; kurz, daraus muß man die meisten Mängel und Gebrechen des Lexikons herleiten.

Die Redaktion stützte sich ebenfalls auf die Arbeit Vodnik's und auf die des slovenischen Vereines; nur hielt sie auch den Heinzius für zu arm, und verstärkte ihn aus anderen Wörterbüchern; dann übersetzte sie abermals nach herkömmlicher Sitte Wort für Wort. Die Ausführung wurde durch den Umstand etwas erleichtert, daß in letzter Zeit die copia verborum auch von andern Seiten her angewachsen war, obwohl sich die Angaben nicht immer der gewünschten Verlässlichkeit rühmen konnten. Auch wurden alle früher im Druck erschienenen slovenischen Wörterbücher, von denen die meisten einen geringen, oder gar keinen Glauben verdienen, gehörig ausgebeutet, um ohne strenge Wahl das neue Lexikon damit auszuschmücken; wir sagen ohne strenge Wahl, weil eine solche überhaupt nie erlaubt hätte — um nur ein Beispiel anzuführen — den Vodnik'schen Ausdruck „nosna ura“, was eigentlich eine „trächtige“ Uhr heißt, für „Sackuhr“ aufzunehmen. Man berufe sich ja nicht auf das in Oberkrain allerdings übliche nosni kos (Tragkorb), weil andere Slovenen dafür besser opertni kos sagen. Man erlaube uns auch das für gar keine Kritik zu halten, daß man zweifelhaften Wörtern den Namen des unverlässlichen Lexikons, dem sie entlehnt sind, oder gar ein skeptisches Fragezeichen beilegte, dessen sich häufig auch Vodnik'sche und nicht minder andere von noch lebenden Mitarbeitern herrührende Ausdrücke erfreuen, obschon sie dem slovenischen Volke mitunter allerdings geläufig sind. Das Fragezeichen erscheint bei einem jeden, in ein Lexikon aufgenommenen Worte geradezu als ein lächerliches, der Aufgabe des Werkes widersprechendes Ding. Ferners hat man, um das Wörterbuch vollständiger zu machen, unsere literarischen Produkte der jüngeren Periode gehörig benützt, obwohl fast alle, ja selbst solche nicht ausgenommen, die sich unverdienter Weise eines klassischen Ruhmes erfreuen, unslavischer Wortbildungen voll, und reich an Beweisen der Unkenntniß unserer Sprache sind; den Truber und Dalmatin aber, die trotz ihres eckelhaften Germanisirens dennoch viel Gutes enthalten, hat man nicht genug exzerpirt, was wir den Mitarbeitern des slovenisch-deutschen Theiles ja nicht zu versäumen empfehlen. Nöthigen und unnöthigen deutschen Phrasen, die sich in irgend einem Lexikon befinden, gestattete man die Aufnahme; slovenischen Redensarten aber, die unter unserem Volke üblich sind, spürte man viel zu wenig nach. Auch gibt es viele deutsche und solche Wörter, welche die Deutschen entlehnt haben, denen man überflüssiger Weise

die Thüre öffnete, obschon man oft gezwungen war, slovenische, ihnen entsprechende Ausdrücke lange herum zu suchen, und wenn man dessenungeachtet nichts finden konnte, sich auf verschiedene, größtentheils unbefriedigende Art aus der Verlegenheit zu helfen. Dabei ging man nämlich auf folgende Art zu Werke: Es wurde, obschon sich die Redaktion in der Vorrede gegen Wortdichtungen erklärt, dennoch theils neu gebildet und vorgeschlagen, welche Vorschläge meistens mit einem „etwa“ eingeleitet erscheinen, und wovon sich etliche als zu slavische Uebersetzungen sogar komisch ausnehmen, wie z. B. „lep duh“ für „Schnögeist“ u. s. w.; theils hat man das dem Slovenischen entweder wirklich Fehlende oder nur als fehlend Geglaubte andern slavischen Mundarten entlehnt.

Einige von den Punkten, die wir so eben gerügt haben, müssen wir schärfer ins Auge fassen. Zuvörderst wollen wir uns erklären, was wir unter unnöthigen deutschen und entlehnten Wörtern verstehen. Wir sind der festen Ueberzeugung, daß Ausdrücke, wie „Cabinet'sordre, Rechnungsbemängelung, Chiffre, Sichtbrief, Nonchalance, Nouens, Club“ u. a. dgl. m. jetzt noch durchaus nicht in ein deutsch-slovenisches Wörterbuch aufzunehmen sind. Eines theils weiß unsere Literatur noch gar nichts von den meisten dieser Dinge, und die Lexikographie hat durchaus nicht die Aufgabe, der Literatur auf diese Art vorzuarbeiten, sondern gerade umgekehrt; anderntheils aber kann man sich, falls man etwas davon nicht verstünde, entweder in einem Fremdwörterbuche, oder in einer Realencyclopädie Aufklärung verschaffen, und es braucht dem sprachgewandten Schriftsteller nicht erst vorgekauert zu werden, wie er das geben soll, was ihm klar ist; den sprachunkundigen Stümper führt aber eine derartige, nicht immer annehmbare Vorberei eher zu Fehlern als zur Wahrheit des Ausdruckes. Durch dieses Hinüberschieben in das Feld der Fremdwörterbücher, durch dieses Koquettiren mit der Realencyclopädie hat das deutsch-slovenische Lexikon selbst einen schielenden Charakter angenommen, und jeder Kenner unserer Literatur muß beim Durchblättern des Werkes mit Bedauern wahrnehmen, daß man sich an eine solche Arbeit beinahe um ein ganzes Jahrhundert zu früh gewagt. Es könnte allerdings die Einwendung gemacht werden, daß man so viel als möglich auf alle gelehrten Fächer, vorzüglich aber auf das juridische, falls unsere Sprache in den Kanzleien je zur Geltung gelangen sollte, Rücksicht zu nehmen verpflichtet war. Gut, allein wie viele juridische und andere Doktrinen angehörige Phrasen gibt es aber, von denen das besprochene Lexikon trotz dem nichts weiß? Man hat das Sprichwort: „aut Caesar aut nihil“ nicht beachtet. Um diesem Bedürfnisse auf lexikalischem Wege gründlich abzuhelfen, müßte man für jedes gelehrte Fach ein eigenes Wörterbuch schreiben.

Den Umstand, daß bei deutschen Redensarten und Sprichwörtern, die man slovenisch nicht zu geben wußte, hin und wieder die „Novice“ zu Hilfe gerufen wurde, deren Mitarbeiter dem Lexikon auch mit gereimten Uebersetzungen besprangen, lassen wir, so sonderbar er klingen mag, dahingestellt, da es ja im freien Willen der Redaktion lag, aufzunehmen oder fahren zu lassen; wir wenden uns lieber zu den zahlreichen Neologismen, von denen man sich gar viele hätte ersparen können, wenn man dafür lieber echte Ausdrücke im Volke gesucht haben würde.

(Schluß folgt.)